

A
r
t
u
s

B
o
t
t
e

Schlaraffia® Oenipontana



Mitteilungsblatt
d.h.R
Oenipontana (30)

Nummer 52
Im Ostermond a.U.163

Liebe Oenipontana!

Sendbote an 30

Liebe Freunde !

Die Winterung ist zu Ende, ohne dass sie richtig begonnen hätte. Selbst jene Recken, die sich nach einer lebhaften Sippungsperiode manchmal auf eine geruhsame Sommerung freuten, werden diesmal ihre Sommerpause mit gemischten Gefühlen genießen. Einerseits, weil die Urlaubsfreuden pandemiebedingt immer noch mit Vorsicht und daher nur in beschränkterem Ausmaß ausgeübt werden können und Reisen mit vielen Unabwägbarkeiten verbunden sein werden, andererseits aber auch, weil es eine weitere Abstinenz von unseren schlaraffischen Sippungen bedeuten wird.

Ob Kristallinen in der Sommerung in der gewohnten Form stattfinden können und ob wir vor allem Freunde aus allen Richtungen des Uhuversums begrüßen können, bleibt weiterhin ein großes Fragezeichen.

Doch wie heißt es immer: „Die Hoffnung stirbt zuletzt !“

Das Spiel mit dem güldenem Ball, aber auch Feste, Feyern, Ehrungen, die verschoben werden mussten, harren im Herbst auf uns, um in der neuen Winterung nachgeholt zu werden.

Ein großes Fest wagen wir aber noch im Wonnemond. Am Samstag, 21.5. wird die feierliche Übergabe des Großsippensordens in vierfacher Ausführung an Rt Brokatl, Rt Reim, Rt Volt und Rt Ziwui sowie die Verleihung des Ursippensordens an Rt Arbo erfolgen.

Alles unter Einhaltung der nötigen Corona-Vorsichtsmaßnahmen wie sie in unserer Homepage nachzulesen sind.

Die Pandemie, die uns OHO beschert hat, hat uns aber auch bewusst gemacht, wie wertvoll unser Bund und unser Spiel ist und hat uns insofern noch mehr im Sinne UHU's miteinander verbunden.

Es war für mich erstaunlich, mit welcher Intensität, mit welcher Flexibilität und Erfindungsgabe Wege gesucht wurden, um Kontakt zueinander zu finden und welche Wege beschritten wurden, um diese Verbindung zu halten. Das Wort Freundschaft hat hier seinen wahren Wert erwiesen, es wurde Freundschaft nicht nur im Munde geführt, sondern wirklich gelebt.

So hat mich ASR Rt Favorito der Uhu-Läufer dhR Washingtonia eingeladen an einem schlaraffischen Symposium via „Zoom“ teilzunehmen und nach einem bestimmten Zeitplan, Methodik und Themen auf diesem Wege gemeinsam mit anderen Recken verschiedener Reyche digital zu fechten.

Ich habe dem gerne zugestimmt und auf diesem Symposium begonnen, einen Fechtungsreigen per Zoom gemeinsam mit Freunden aus verschiedenen Gemarkungen zu realisieren.

Eine Fortsetzung dieses Vorhabens ist geplant. Schlaraffia ist sehr kreativ !

Dies gibt Hoffnung, dass wir nach diesem „dunklen Jahr“ im Lethemond - schlaraffisch wieder erwacht - mit Helm und Rüstung endlich wieder in unsere Burgen einreiten und gemeinsam sippen können. Denn Sippungen Aug in Aug und Hand in Hand in der schlaraffischen Atmosphäre unserer Burgen ist durch nichts ersetzbar!

Die Wiedersehensfreude wird uns für vieles entschädigen.

Möge uns UHU bis dahin beschützen !

Mit uhuertlichem Lulu
Euer Reim





IN ARTE VOLUPTAS

In der Kunst liegt das Vergnügen

Nach allen Regeln der Kunst...ist ein geflügeltes Wort.

Aber was i s t Kunst und was sind ihre Regeln?

Das Wort **Kunst** bezeichnet im weitesten Sinne jede entwickelte Tätigkeit, die auf Wissen, Übung, Wahrnehmung, Vorstellung, Können und Eingebung basiert.

Im engeren Sinne werden damit Ergebnisse gezielter menschlicher Tätigkeit benannt, die nicht eindeutig durch Funktionen festgelegt sind.

Kunst ist ein menschliches Kulturprodukt, das Ergebnis eines kreativen Prozesses.

Das Wort Kunst ist mehrdeutig. Kunst ist vom Ursprung her eine kultische Erscheinung, die sich zeitgleich oder im Zusammenhang mit vorzeitlichen Kulturen oder Religionen entwickelte. Sowohl Malerei und Skulptur als auch Musik und Tanz treten bereits in der Altsteinzeit in Erscheinung.

Historisch entwickelten sich die Künste aus ihrem Beitrag zur materiellen Organisation von Kulturen und Ritualen. In der Frühzeit menschlicher Entwicklung ist das Auftreten von Kunst einer von mehreren Indikatoren für die Bildung von Bewusstsein und menschlichem Denken.

Kunst bezeichnet in diesem Zusammenhang Verrichtungen oder Darstellungen (z. B. Musizieren, Bemalung), die keinen unmittelbaren Nutzen zur Lebenserhaltung erkennen lassen.

Kunst ist ein deutsches Wort. Bereits im Althochdeutschen lautete es *kunst* (Plural *kunsti*), im Mittelhochdeutschen *kunst* (Pl. *künste*). Ursprünglich ist *kunst* eine Ableitung von *können* mit der Bedeutung „das, was man beherrscht; Kenntnis, Wissen, Meisterschaft“. Die Redewendung „Kunst kommt von Können“ ist also dem Wortursprung nach richtig.

Die heutige Bedeutung des Wortes hat sich dadurch entwickelt, dass zusätzlich der lateinische Begriff *ars* mit „Kunst“ ins Deutsche übersetzt wurde, beispielsweise in *ars vivendi*. Besonders seit der Neuzeit wird der Begriff zunehmend mehrdeutig, weil neben alten Verwendungen des Wortes - im Sinne von „Lehre, Wissen“ - neue auftreten - im Sinne des Plurals *Künste* als „Kunstgattung“.

Das Kunstwerk steht meist am Ende dieses Prozesses, kann aber seit der Moderne auch der Prozess selbst sein. Ausübende der Kunst im engeren Sinn werden Künstler genannt.

Künstler und Kunst genießen in vielen Ländern Kunstfreiheit; ein durch Grundgesetz geschütztes Grundrecht. Seit der Aufklärung versteht man unter Kunst vor allem die Ausdrucksformen der **Schönen Künste**: Bildende Kunst mit den klassischen Gattungen *Malerei und Grafik*, *ect* etlichen Kleinformen sowie seit dem 19. Jahrhundert dem *Kunstgewerbe* oder *Angewandte Kunst* genannten Grenzbereich zum Kunsthandwerk.

Musik mit den Hauptsparten *Komposition* und *Interpretation* in Vokal- Instrumental, *Literatur* mit den Hauptgattungen *Epik*, *Dramatik*, *Lyrik* und *Essayistik*, *Darstellende Kunst* mit den Hauptsparten *Theater*, *Tanz* und *Film*.

Ausdrucksformen und Techniken der Kunst haben sich seit Beginn der Moderne stark erweitert, so mit der Fotografie in der bildenden Kunst oder mit der Etablierung des Comics als Verbindung bildender Kunst mit der Narrativität der Literatur.

Bei den Darstellenden Künsten, Musik und Literatur lassen sich heute auch Ausdrucksformen der Neuen Medien wie Hörfunk, Fernsehen und Internet hinzuzählen. Die klassische Einteilung verliert spätestens seit den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts an Bedeutung. Kunstgattungen wie die Installation oder der Bereich der Medienkunst kennen die klassische Grundeinteilung nicht mehr.

Der Begriff *Kunst* wurde und wird mithin gebraucht:

Im Sinn von Wissen, Erkenntnis, Einsicht ausgehend von der Philosophie der Antike.

Im Sinn von Fertigkeit, die Gesamtheit einer Fertigkeit (Fechtkunst, Reitkunst, Heilkunst, Rechenkunst, Schreibkunst, oder Tätigkeit, Töpferkunst), erhalten als „Kunstherrlichkeit“.

Einen negativen Begriffsinhalt erhalten diese Künste, wenn damit geschickte Täuschungen gemeint sind (Schwarze Kunst, Verführungskunst oder Zauberkunst).

Aus dem Bedeutungsfeld der Verstellungen kommt auch das Adjektiv „gekünstelt“.

Im Sinn von Handwerk

Im Wort *Kunsth Handwerk* steckt heute noch das Handwerk, das mit der Hand erzeugte Werk. Die Kunst wird vom Handwerk unterschieden, die erste heißt freie, die andere kann auch Lohnkunst heißen.

Im Sinn von Maschine für die mit den obengenannten Künsten und Kunstfertigkeiten hergestellten Maschinen oder maschinell hergestellten Gegenständen.

Im Sinn von Wissenschaft

Seit Leibniz kennt man die Bezeichnung wissenschaftlicher Disziplinen als „Sprachkunst“ (Grammatica), Redekunst ((Rhetorica), Messkunst (Geometria), Beweiskunst (Logica), Sittenkunst (Ethica), Sehkunst (Optica), Zergliederungskunst (Anatomia), u.a.

Bald jedoch wird die Kunst von der Wissenschaft unterschieden. Goethe meinte dazu: „Wissenschaft wäre Vernunft und Kunst ihr Mechanismus, deshalb man sie auch praktische Wissenschaft nennen könnte. Und so wäre denn endlich Wissenschaft das Theorem (Lehrsatz, Grundsatz), Kunst das Problem“.

Nicht zuletzt im Gefolge der Aufklärung und ihrem neuen Naturbegriff wird *Kunst* als Gegensatz zu Natur, als künstlich anstelle von natürlich verstanden. Heute verwendet man das Präfix (Vorsilbe) Kunst- als Bezeichnung für „nicht natürlich“: Kunstpelz, Kunststoff, Kunstblume, Kunststange etc.



Im Sinne von Schöne Künste *Kunst* im heutigen, am häufigsten gebrauchten Sinn wurde vor allem von u.a., Goethe und Schiller begrifflich geprägt. In ihren ästhetischen Schriften beschreiben sie, die menschlichen Gestaltungsformen zum Zwecke der Erbauung als *Kunst*, sei es im Theater, in der Literatur, in der Musik oder die Werke „bildender Künstler“, auf die sich der Begriff schließlich zunehmend verengt.

So hat sich Kunst- auch als Präfix für Wortbildungen wie Kunstausstellung, Kunstwerk, Kunstauktion etc. herausgebildet.

Kunst ist also ein ebenso weit gefasster wie schillernder Begriff, was auch eine Definition so schwierig macht.

Wenn wir Schlaraffen Kunst als eine Säule unseres Bundes betrachten, stehen wir vor einem weiten Feld, das wir nützen können.

Wir sollten das auch tun, denn allzu oft wird darauf vergessen!

Das obige Bild unseres Ehrenritters Reindl, scheint diese (auf uns) wartende Kunst zu repräsentieren.

Reim

Allerlei

Weilheimer Markterlebnis am ersten heißen Apriltag



Viele Leute waren unterwegs um einzukaufen. Die Tische der den Marktplatz umkränzenden Cafés waren noch nicht alle besetzt. Über dem ganzen Marktplatz lag ein weiches Tuch gedämpfter Stille, als müssten sich die Leute an die Atmosphäre des mediterranen Gefühls wärmender Helligkeit erst noch gewöhnen.

In einer Schlange wartender Frauen am Gemüsestand stand auch ich. Ich war sozusagen das einzige männliche Wesen unter lauter Frauen. Während ich versonnen dem Verkaufsgeschehen am Stand vor mir zusah und das vertraute Übereinstimmen in den Wechselgesprächen zwischen Standfrauen und

Hausfrauen verfolgte und bestaunte, sprach mich plötzlich, sozusagen aus dem Nichts auftauchend, eine rasch näher gekommene Hausfrau an, ob sie kurz nach vorne zur Ware könne, sie wolle nur schauen, was die „Sach´ kost“.

Herausgerissen aus meinen Gedanken und ganz verdattert hatte ich natürlich nichts dagegen, beziehungsweise besser gesagt, mehr als ein stotterndes „Ja ... ja“, brachte ich nicht aus mir heraus. Ich trat zur Seite, um der in Eile scheinenden Frau Platz zu machen. Gegen ein Informationsbedürfnis wäre ja nun nichts einzuwenden gewesen. Es schien jedoch so, als wäre der Frau im Grunde meine Meinung egal gewesen, sie wollte halt nur an mir vorbei.

Sozusagen legitimiert durch meine Erlaubnis ging die Frau bis ganz nach vorne an die Ablage des Verkaufsstandes, wartete interessiert Eindruck erweckend, bis die ihr am nächsten beschäftigte Verkäuferin eine Kundin abgefertigt hatte, ehe sie ihr schnell die Frage zuwarf: „Sind die Pilze frisch?“



Kaum hatte diese die Frage mit einem „Selbstverständlich, ganz frisch“, beantwortet, als auch schon die Bestellung herausflog: „Dann gem´s ma zwoa Pfund dafo.“

Äußerungen aufgebrachter wartender Frauen „ma stellt si hint´ o“ ignorierte die Eilige und die Verkäuferin hatte ja auch schon Pilze in die Tüte eingefüllt.

Jedoch ich, ich war greifbar. An mir konnte sich der Volks- oder besser gesagt Frauenzorn vollumfänglich austoben. Es traf mich ein „Sie ham´s

durchlass´n“ und schon war ich der vermeintlichen Kumpanei mit der Übeltäterin überführt. Ich hatte jetzt die Rolle des verantwortlich Schuldigen, was für mich als einzigen Mann inmitten all der Frauen nicht so leicht abzuschütteln war.

Auch wenn ich bis zu meiner Erlösung tapfer aushielt, indem ich endlich meine Bestellung aufzugeben vermochte, so ließ mich natürlich das Ganze nicht unberührt. Ich hatte herbe Worte der Frauenseelen einzustecken.

In der mir zu eigen seienden, nachträglichen gedanklich intensiven Durchdringung habe ich noch länger über den Vorfall nachgedacht und da ist mir aufgegangen, warum die nach vorne wollende Frau mich und nicht eine der vor oder hinter mir wartenden Frauen angesprochen hatte.

Ich war sozusagen das schwächste Glied in der Kette. Nur bei mir konnte sie durch. All die wartenden Frauen kannten dieses Spielchen schon.

Wahrscheinlich machten sie das anderswo ebenso ähnlich. Und bei ihren Geschlechtsgenossinnen wäre die Vordränglerin vermutlich gar nicht durchgekommen.

Nur mich, mich konnte sie ganz leicht überrumpeln.

Tja, wir Männer sind halt Kavaliere und das macht uns manchmal schwach und widerstandslos. Oder sollte ich ehrlicherwise besser sagen: Wir sind nur ein manipulierbarer Spielball in den Händen von interesse- und zielorientierten Frauen. Und das besonders auf dem Weilheimer Freitagsmarkt. Und nur da?

PS:

Meine letzte Frage hat meine Burgfrau nach ihrem Lesen der Fechtung herzlich schmunzelnd mit einem klaren „Nein, nein nicht nur da“ beantwortet.

Rt A-cor-deo

Die Wahlen sind geschlagen – *aleae jactae sunt*

ludum ludice – das heißt doch:

Männer kommt und *spielt das Spiel* !

Lange her, doch weiß ich es noch;
von Latein sonst nicht mehr viel...

Natürlich kennen den Spruch viele -

Expressis verbis - wörtlich gar.

Summa summarum – mir gefiele -

es ist nicht aber nicht alles wahr,

was in der Zeitung man kann lesen.

Oft schreibt man nicht *in medias res*.

De facto ist es anders g'wesen...

Ja Sapperment – da würd' ich bö's!

In vino veritas – das weiß man:

Die Wahrheit kommt durch Wein ans Licht.

Hast du gar etwas zu verbergen:

Viel Wein trinken sollst du dann nicht!

Ach ja - und noch ein Spruch ist üblich,
der heißt: *aleae jactae sunt*.

Rt Fexl (113)

Oenipontana hat gewählt



Rt Monte Christo

Rt Arbo

Rt Neo

Rt Pagat



Rt Dentofex

Rt Jazz-Mo

Rt Brokatl

Rt Titan-i-Kuss

OI: Rt *Monte Christo* der Grauburgunder

OÄ: Rt *Arbo* der Südtiroler

K: Rt *Neo* von Thür zu Tyr

VK: Rt *Pagat* der ABC-Mogul

J: Rt *Dentofex* das Carlodenten-Baby

C: Rt *Jazz-Mo* der Cor-Nette

Sch: Rt *Brokatl* vom Radl

M: Rt *Titan-i-Kuss* vom See

Marienbader Elegie/Goethes späte Liebe



Goethe hat in seiner Marienbader Zeit 1823-1825 eines der schönsten Liebesgedichte geschrieben, voller Sehnsucht und Leidenschaft, aber auch voll Trauer und Schmerz – die Marienbader Elegie, deren Anlass die endgültige Trennung von Ulrike von Levetzow war.

Sie war seine letzte große Liebe.

Der 72jährige Goethe sah Ulrike von Levetzow zum ersten Mal, als sie 17 Jahre alt war. Je öfter er sie traf, um so mehr gefiel sie ihm. Je intensiver er sich ihr zuwandte, umso mehr wuchs sein Interesse, und auch sie, die in ihm zunächst einen liebenwürdigen alten Herrn sah, der ihr Großvater hätte sein können, war von seiner Persönlichkeit und seiner Zuwendung beeindruckt.

Im Jahr darauf, 1822, traf Goethe die jetzt 18jährige in Marienbad wieder. Er widmete sich ihr stundenlang und auch Ulrike von Levetzow fühlte sich mehr und mehr zu ihm hingezogen, weil er ihr Interesse an Blumen, Steinen, Sternen, Literatur und anderen Dingen zu wecken verstand.

Sie empfand für Goethe eine mädchenhafte Zuneigung, wie sie eine 18jährige einem Mann entgegen bringt, der sie verwöhnt, und wirkte andererseits auf ihn so verwirrend und begeisternd, dass seine anfängliche väterliche Zuneigung in Begehren und Leidenschaft überging. Bezeichnend für seinen Gemütszustand sind die Zeilen:

***Könnt ich vor mir selber fliehen, das Maß ist voll.
Ach! Warum streb ich immer nur dahin, wohin ich nicht soll***

Im Frühjahr 1823 nennt Goethe in seinen Briefen an Ulrike diese: meine Theure, meine Liebe, meine Liebste und erinnert sie

***„an gewisse Stunden, da sie mein auch in einem höheren Grad gedachten
und Neigung fühlten, es auch aus der Ferne auszusprechen“***

Er kommt im Sommer 1823 zum dritten Mal nach Marienbad und ist in froher Erwartung, das geliebte Wesen wiederzusehen.

Ulrike, die lieblichste aller lieblichen Gestalten war inzwischen 19 Jahre alt geworden. Man unterhält sich ganze Abende lang, beglückt durch intensive Gespräche. Goethe bringt der jungen Freundin Blumen, seltene Steine und Süßigkeiten mit.

Abend für Abend sehen die erstaunten Kurgäste den berühmten Dichter auf der Promenade an der Seite von Ulrike von Levetzow. Man sieht die beiden bei Tanzvergnügen und sogar bei heiteren Pfänderspielen im Kreise junger Damen. Und es ist nur verständlich, dass der Umgang mit dem jungen Mädchen in der höfischen Gesellschaft Aufsehen erregte und zu den wildesten Spekulationen Anlass gab.

Goethe weiß, dass seine Umgebung die Liebschaft eines alten Mannes zu einem jungen Mädchen verurteilte und kleidet seine Verteidigung in recht eindeutige Verse:

***Tadelt man, dass wir uns lieben, dürfen wir uns nicht betrüben
Tadel ist von keiner Kraft, anderen Dingen mag das gelten
Kein Mißbilligen, kein Schelten macht die Liebe tadelhaft***

Anfang August 1823 veranlasst Goethe Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar in seinem Namen für die 19jährige zu werben. Dieser wendet sich persönlich an Frau von Levetzow, um die Einwilligung zur Heirat ihrer ältesten Tochter Ulrike mit seinem Freund, dem Staatsminister von Goethe zu erwirken.

Der Antrag wird im Hause Levetzow mit Überraschung aufgenommen, dann aber ernsthaft in Erwägung gezogen und diskutiert, intern aber abgelehnt. Man hält Goethe hin, ein klares Nein wird vermieden und Goethe mit dem Hinweis beschwichtigt, das letzte Wort sei noch nicht gesprochen.

In dieser Zeit des Werbens, Wartens und Zweifelns kommt es zur Begegnung mit einer schönen und bemerkenswerten Frau: Mitte August 1823 kommt die weltberühmte Pianistin Maria Szymanowska nach Marienbad. Goethe ist von ihrer Erscheinung und ihrem beseelten Spiel, das

ihm in seiner Gemütslage Trost spendet haben muss, so fasziniert, dass er ihr ein von Musik erfülltes Gedicht widmet:

..da fühlt ich – o, dass es ewig bliebe, das Doppelglück der Töne und der Liebe“

An seinem 73. Geburtstag, am 28. August, den er in Gesellschaft von Freunden verbringt, gibt der Dichter Ulrike das Innerste seiner Gesinnung zu erkennen, wobei Ulrike ihm beim abendlichen Auseinandergehen einen Kuss gewährt, den er später mit glühenden Worten beschreibt:



„Wie zum Empfang sie an den Pforten weilte und mich von dann auf stufenweis beglückte, selbst nach dem letzten Kuss mich noch ereilte, den letztesten mir auf die Lippen drückte so klar beweglich bleibt das Bild der Lieben, mit Flammenschrift ins treue Herz geschrieben“.

Er hat in dieser Zeit mit einer günstigen Antwort der Familie von Levetzow gerechnet. Wenige Tage später aber kommt es zur allgemeinen Abreise der Familie aus Marienbad, in deren Gefolge Goethe, der heiteren Gemüts nach Weimar zurückgekehrt war, dann aber zunehmend ungeduldig auf eine Antwort wartend, unruhig und verzweifelt und schließlich ernst und schwermütig wird.

Oktober 1823 trifft die Pianistin Maria Szymanowska erneut in Weimar ein. Goethe ist aufgewühlt und in einem Zustand der Erregbarkeit, nachdem ihn Ungewissheit und Trennung von den Levetzows so tief getroffen hatte. Erst ihr beseeltes Klavierspiel schafft seinem Gemüt eine gewisse Beruhigung.

..da schwebt hervor Musik mit Engelsschwingen..

Er hat später, als hm das Unabänderliche seiner Lage bewußt wurde, die unvergleichlichen Zeilen der Erkenntnis und Aussöhnung geschrieben, die den Abschluss der Marienbader Elegie bilden, ***„das Ergebnis eines höchst leidenschaftlichen Zustandes“***, wie Goethe den Zyklus nannte.

Im Zentrum der Elegie und noch erfüllt von Ulrikes Gegenwart besagen die Verse, wie glücklich er sich in ihrer Nähe fühlte, wie groß sein Verlangen war und wie er in ihrer Nähe gelitten hatte:

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide!

Wilhelm von Humboldt, der den Freund in Weimar besuchte, berichte seiner Frau: „Die Elegie behandelt nichts als die alltäglichen und tausendmal besungenen Gefühle der Nähe der Geliebten und der Schmerzen des Scheidens, aber in einer so hohen, so zarten, so wahrhaft ätherischen und wieder so leidenschaftlich rührenden Weise, dass man schwer dafür Worte findet.“

Es gibt keinen Zweifel, Goethe hatte geliebt, aber Ulrike von Levetzow erwiderte seine Liebe nicht. Sie schreibt später:

„Ich hätte es vorgezogen unbekannt zu bleiben und mich ganz im Geheimen des Glücks zu erfreuen dass ein so großer Geist gefallen an einem so jungen Mädchen fand. Ich könnte noch viel erzählen, doch ich denke das genügt, um all das Fabelhafte, was darüber gedruckt, zu widerlegen denn keine Liebschaft war es nicht“

Goethe aber hatte seinerseits noch 1824 und sogar noch 1825 auf ein Wiedersehen gehofft.

Als Ulrike ihm 1827 schriftlich zum Geburtstag gratuliert schreibt er zurück:

„Wie glücklich waren die Stunden, die ich an ihren holden Fingern abzählen durfte“ und schreibt der Mutter Amalia:

„Die Anmut jener Zustände war von derart dass sie uns immer gegenwärtig bleiben müssen“

Noch 10 Jahre später an seinem 82. Geburtstag, 7 Monate vor seinem Tod, will er Ulrike wenigstens in der Vorstellung nahe sein und schreibt an Amalie von Levetzow:

Heute stell ich jenes Glas vor mich das auf so manche Jahre zurück deutet und mir die schönsten Stunden vergegenwärtigt“

Denn in seiner Erinnerung lebte sie weiter fort, Ulrike von Levetzow, seine letzte Liebe

Literatur:

Stefan Zweig, Sternstunden der Menschheit, Fischer Verlag

Martin Walser, Roman: Ein liebender Mann

Dagmar von Gersdorff: Goethes späte Liebe, Insel-Verlag

Hörkassette Späte Liebe 1923, Autor Gerd Ellenbeck/Flügel Sheila Arnold

mit musikalischen Beiträgen der Pianistin Maria Szymanowska

Rt Ach-was (84)

Ein Neuer ! Ach ja!

Bei unserer Schlaraffiade haben wir einen Prüfling (Peter Thiele) positiv gekugelt und damit für unsere Oenipontana wieder einen wertvollen Zuwachs gewonnen, der sich auch bereits mit seiner gefechsten „Vita“ bei uns entsprechend vorgestellt hat.

Wir freuen uns über unseren neuen Knappen 401.

Ach ja!

Dies ist ein Ausspruch, oft gehört.
 Ach ja, heißt Freude, wohl begehrt.
 Doch kann es auch ein Seufzer sein,
 in der sich Kummer mischt hinein.
 Ach ja, heißt oft Erleichterung,
 ein Aufatmen, Erheiterung,
 Zustimmung, Aufmunterung, Positives,
 doch auch Bedauern, Negatives.
 So mag er dem Gefühl entrinnen.
 Ach ja, das kommt von ganz tief innen.

Versefex (167)

Unser Knappe 401 wird in der nächsten Winterung unter die Fittichen des neuen Junkermeisters kommen und unter Oenipontanas „Urgestein“ Rt Dentofex – so hoffen wir – in den nächsten Jahren zum Ritter reifen.

Schlaraffen hört !

Eine Frage der Endung

Das Gendern der Hauptwörter setzt sich durch.

Aber ändern wir wirklich die Sprache verändern, um uns des Weiblichen bewusst zu werden?



Eugen Ruge

Eugen Ruge, Schriftsteller und Gewinner des Deutschen Buchpreises hat sich intensiv mit dieser Frage beschäftigt:

„Schließen Sie bitte die Augen. Halt, noch nicht! Lesen Sie zuerst das Wort. Dann schließen Sie die Augen und sagen sofort, ohne zu überlegen, was Sie sehen. Das Wort heißt: Führungskraft.“

Was haben Sie gesehen? Nun, vielleicht haben Sie ja tatsächlich eine Frau in orangefarbener Bluse vor Augen gehabt. Den meisten jedoch, befürchte ich, schwante ein melierter Herr im Businessanzug – und das zu Recht.

Führungskräfte sind hierzulande überwiegend männlich! Und das, obwohl die Führungskraft weiblich ist. Grammatisch weiblich. Damit sollte ein für allemal geklärt sein, dass das biologische Geschlecht dessen, was man sich unter einem Begriff vorstellt, nichts mit dem grammatischen Geschlecht des Begriffs zu tun hat. Wenn Sie jetzt immer noch der Meinung sind, dass man sich unter einem Chef unbedingt einen Mann vorzustellen habe, legen Sie diesen Artikel getrost beiseite: Sie sind gegen Argumente resistent. Das verbindet Sie allerdings mit vielen Ihrer Zeitgenossen.

Sprache ändert sich. Inhalte sind nicht an Buchstaben gebunden. Kein Russe denkt bei dem Wort *njemzy* an Taubstumme, sondern an Deutsche. Kein Deutscher meint den Angehörigen einer Ethnie, wenn er das Wort Krawatte benutzt, das – in seiner Mundartform Krawat – ursprünglich einen Kroaten bezeichnete. Das Wort schwul, vor Jahrzehnten ein Schimpfwort, hat heute einen geradezu bürgerlichen Klang. Und das Wort Bürger meint längst nicht mehr die Berger, das heißt die Beschützer einer Stadt, sondern die Angehörigen einer Gemeinschaft mit Rechten und Pflichten. Jahrzehnte haben Frauen darum gekämpft, davon nicht abgesondert, also nicht diskriminiert zu werden.

Mit der Weimarer Verfassung von 1919 wurde dieses Recht in Deutschland erkämpft, und längst wären Mann und Frau in einem Begriff vereint; längst würde sich – so geschieht Änderung! – jeder unter Bürgern ganz selbstverständlich Männer und Frauen vorstellen, so wie sich auch (fast) jeder unter Menschen weibliche und männliche Lebewesen vorstellt. Man nennt es generisches Maskulinum.

Nun hat die Duden-Redaktion beschlossen, es abzuschaffen. Das Wort Bürger, so will es der Duden, soll ausdrücklich nur noch für den männlichen Bürger stehen, und so auch Tausende andere personenbezogene Begriffe.

Auf vertrackte Weise wird der Duden (der eigentlich die Sprache nur abbilden, nicht erfinden soll) vielleicht recht behalten. Denn wenn in allen Medien und Gremien, und jetzt auch noch im Duden, ausdrücklich und ständig zwischen Bürgerinnen und Bürgern unterschieden wird, dann gewöhnen wir uns nämlich tatsächlich daran, unter Bürgern ausschließlich Männer zu verstehen. Geschlechtergerechtigkeit durch Diskriminierung?

Männer haben jahrtausendlang die Vorherrschaft in der Gesellschaft ausgeübt, das ist unbestritten. Und gewiss sind davon Spuren in der Sprache zurückgeblieben. Fraglich allerdings, ob sie so leicht auszudeuten sind. Neulich erklärte mir eine frischgebackene Literaturpreisträgerin, dass sie sich zum Gendern verpflichtet fühle, solange es Wörter wie dämlich gebe. Sie glaubte allen Ernstes, dämlich leite sich von Dame ab.

Wer will, erkennt überall Zeichen der Unterdrückung. Aber so einfach ist es nicht. Es ist vermutlich kein Ausdruck männlicher Herrschaft, wenn Substantive, die durch die Silbe -er gebildet werden, fast immer männlich sind: laufen – der Läufer.

Das kommt nicht daher, dass Frauen im Patriarchat nicht laufen durften. Die Leiche ist nicht weiblich, weil nur Frauen sterben, sondern weil Substantive auf -e in der Regel weiblich sind. Die deutsche Sonne ist weiblich, aber die italienische männlich. Beim Mond ist es umgekehrt.

Woran man sieht: Nicht der Inhalt bestimmt das grammatische Geschlecht, sondern die Endung – und leider auch das nicht immer. Warum hat ausgerechnet *muschtschina* – Mann – im Russischen eine weibliche Endung?

Gewiss ist Sprache auf irgendeiner tiefen Ebene vom Geschlechterverhältnis geprägt. Und vom Krieg. Und vom Hunger, Und vom Leben selbst. Es ist das Leben, das die Sprache verändert. Oder ist es umgekehrt? Müssen wir zuerst die Sprache verändern, damit das Leben anders, damit es besser wird?

Die Idee, die Welt durch die Sprache zu verbessern, hat ihren Ursprung ja keineswegs im Feminismus. Es bedurfte der aus dem Umfeld des Poststrukturalismus stammenden These, dass die Wirklichkeit durch Denken und Sprache konstituiert werde, um das Konzept der Gendersprache auf den Weg zu bringen. Tatsächlich ist es ja nicht von der Hand zu weisen, dass bestimmte Sachverhalte in bestimmten Wissenssystemen nicht gedacht werden können. Foucault ging so weit zu behaupten, Leben habe es im klassischen Zeitalter nicht gegeben, weil die Anatomie noch nicht erfunden war.

Anders gesagt: Die Wirklichkeit wird durch Denken und Sprache konstituiert. Das Problem bei dieser Art Konstruktivismus besteht darin, dass die Wirklichkeit sich irgendwann in den Perspektiven der Einzelnen auflöst. Die postmoderne Beliebigkeit endet mit einer gewissen Konsequenz im Konzept der alternativen Fakten.

Dass man die Welt durch Umbenennung befreien könne, hat allerdings auch Foucault nie behauptet. Die Idee, das spanische Lehnwort *negro* im Englischen durch *black* zu ersetzen, stammt von keinem Poststrukturalisten. Sie stammt auch nicht von dem großen Martin Luther King (der das N-Wort in seiner berühmtesten Rede nicht weniger als sechzehn Mal vorbehaltlos verwendete – eine Rede, die für den amerikanischen Schulgebrauch damit wohl unbrauchbar geworden ist). Sondern von seinem Zeitgenossen Malcolm X, der damit – gewollt oder nicht – eine Ära der sich ständig erneuernden und verbrauchenden Umbenennungen einleitete. *Black* heißt inzwischen *African American* und legt schwarze Menschen – im Gegensatz zu weißen – ein für alle Mal auf ihre Herkunft fest. Man nennt es Fortschritt.

Zwar ist die Lage der Schwarzen noch immer schlecht, aber dafür muss man bei einer Immatrikulation an Hochschulen der USA heute eine Rasse angeben, wie Robert Pfaller in seinem Buch *Erwachsenensprache* berichtet. Ein Glück, dass man bei blonden Europäern nicht auf arisch besteht. Wieso wir allerdings kaukasischer Rasse sein sollen, erschießt sich wohl nur den amerikanischen Gleichstellungsbeauftragten.

Die Postmoderne war ein gigantischer Aufbruch! Sie war ein Aufbegehren gegen den Macht- und Objektivitätsanspruch etablierter Wissenssysteme. Sie war die „feierliche Aufkündigung aller Totalität“ (Umberto Eco), die Hinwendung zum Einzelnen, zum Besonderen, zur Perspektive der Ausgeschlossenen und Ungehörten. Aus diesem Anspruch entspringen sowohl die besondere Sensibilität gegenüber unterprivilegierten Gruppen, als auch das ungeheure Engagement bei der Reformierung der – die Wirklichkeit ja konstituierenden – Sprache.

Es handelt sich ohne Zweifel um eine zutiefst emanzipatorische Bewegung, die man angesichts der Umwälzungen und Umwertungen der letzten Jahrzehnte nicht anders nennen kann als eine Revolution.

Das Problem aller Revolutionen war stets ihr Erfolg. Mit der Institutionalisierung beginnt ihre Verkrustung. Ihre Ziele verkehren sich oder bleiben auf der Strecke. Die Barmherzigkeit, die Christus verkörperte, schlug in inquisitorische Härte um. Die Befreiung der Arbeiter mündete in ihrer Versklavung. Und ich fürchte, dass auch die Revolution, von der hier die Rede ist, gerade dabei ist, gesetzmäßig ihren Geist aufzugeben. Standrechtliche Erschießungen sind nicht zu erwarten. Aber die Befreiung von Denken und Sprache scheint gerade in die Reglementierung derselben umzuschlagen.

Genau diese Entwicklung haben alle großen Revolutionen genommen. Seit je haben die Revolutionäre die Tempel der überkommenen Kulturen im Namen von irgendwas niedergehauen. Stets wurden Bilder abgehängt und Sprecher mundtot gemacht. Immer fühlten sich die Erneuerer und Zerstörer im Recht. Immer verkörperten sie den Fortschritt, immer fühlten sie sich auf der Seite des Guten. Immer fraßen sich neu geschaffene Institutionen an jenen Konflikten fett, denen sie ihre Existenz verdankten. Immer setzten hitzige Reinheits- und Säuberungskampagnen ein. Und immer haben sich diese Reinheitskampagnen auch in verordneten Sprachregelungen niedergeschlagen.

Für die übelste aller Revolutionen (die sich zumindest selbst als solche verstand) ist dieser Vorgang von Victor Klemperer untersucht worden. Aber auch der Bolschewismus in der Sowjetunion oder der DDR-Sozialismus erfanden sich ihre Sprache, die in Nachrichtensendungen und Geschichtsbüchern, bei Gewerkschaftsversammlungen oder Studienplatzbewerbungen obligatorisch war.

Ja, Sprachen verändern sich. Das Gemisch aus vier germanischen Dialekten und Bibel-Latein, das vor etwas über tausend Jahren in unserer Gegend gesprochen wurde, hat mit dem heutigen Deutsch so wenig zu tun wie ein Pferd mit einer Lokomotive. In noch einmal tausend Jahren (falls es uns dann noch gibt) wird man unsere heutige Gegenwartssprache nicht mehr verstehen. Eine ganz andere Sache ist es jedoch, eine Sprache institutionell zu verordnen.

Wie weit wollen wir gehen? Das sollten wir uns fragen, bevor wir jenen selbstlaufenden Mechanismen folgen, die noch jeder Revolution über den Kopf gewachsen sind. Das Suffix -in ist eine wunderbare Erfindung, besonders für den Fall, dass man trotz eines grammatischen männlichen Sammelwortes ausdrücken möchte, dass es sich um ein weibliches Subjekt handelt. Und ich habe mich als Sechzehnjähriger in meine Lehrerin verliebt, nicht in meinen Lehrer – so was soll ja immerhin vorkommen.

Wenn ich aber das Suffix -in einsetze, um Geschlechtergerechtigkeit herzustellen, versagt diese Lösung schon im Moment ihrer Einführung. Denn Geschlechteridentitäten gibt es bekanntlich nicht nur zwei; wenn man Vorreiter der Emanzipation wie etwa Facebook folgen will, gibt es sogar sechszwanzig. Folgerichtig nimmt die Revolution ihren Lauf, und sei es mithilfe von Sonderzeichen.

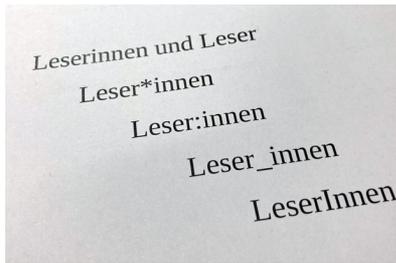
Aber ist es geschlechtergerecht, diese sechszwanzig (oder wie viele auch immer) Geschlechteridentitäten in die Stotterpause von Bürger*innen zu verbannen? Gerecht ist es nicht, aber hässlich: Gehen wir künftig zu Fleischer*innen und Optiker*innen? Begrüßt die Bahn ihre Fahrgäst*innen, weil Gast regelloserweise grammatisch männlich ist?

Eine Option, die ohne Tastatur-Sonderzeichen auskommt, wäre die Partizip-I-Konstruktion: der/die Lehrende, Studierende, Fahrzeughaltende, Zu-Fuß-Gehende uns so weiter. Wann entbindet der Duden das Partizip I seiner ursprünglichen Bedeutung? Nein, der Studierende ist keineswegs identisch mit dem Studenten.

Das unschuldige Lehnwort Student drückt nämlich einen bestimmten Status aus, während der oder die Studierende gerade im Kämmerchen sitzt und büffelt. Ein Kochender ist nicht zu verwechseln mit einem Koch, ein Saugender nicht mit einem Säugling. Man kann ja Baby sagen. Wozu deutsch reden, wenn es Sprachen gibt, in denen die Gendergerechtigkeit längst verwirklicht ist? Das Türkische kennt zum Beispiel keine Geschlechter. Dass dies die Gleichstellung in der Türkei auf irgendeine Weise erleichtert hätte, wäre mir allerdings neu.

Niemand kommt ernsthaft auf die Idee, die höfliche Frage „Wie geht es Ihnen?“ mit einem dramatischen Lebensbericht zu beantworten. Wozu Höflichkeitsformen dienen, lesen Sie bitte bei Robert Pfaller nach. So viel sei hier gesagt: Sie sind keine Therapieangebote und stellen auch keine Verpflichtung zu tiefgründiger Nachforschung dar. Eine Ausrede kann der Komplexität der Geschlechterfrage niemals gerecht werden.

Wer trotz alledem glaubt, schon beim Öffnen des Mundes Geschlechtergerechtigkeit herstellen zu müssen oder zu können, dem bleibt in letzter Konsequenz nichts anderes übrig als die – in manchen Kreisen – schon gängige Verwendung des X. Das wäre der einzige Weg, die Geschlechteridentitäten fair und ohne langwierige Aufzählungsrituale auszudrücken. Dann hätten wir es mit ProfessorXen und StudentXen zu tun, oder mit FußgängerXen oder FahrgästXen, und da man auf lange Sicht natürlich



auch die unfreundlichen Begriffe in die Geschlechterneutralisierung einbeziehen müsste, auch mit SpitzelXen und SäuferXen. Wir würden allen Ernstes von der Ermordung der JudenXen und dem Genozid an den ArmenXen sprechen – und bevor ich den Satz beende, bitte ich um Entschuldigung für das Ausformulieren einer so entsetzlichen Vision, die nicht meine Vision ist.“

Soweit der Schriftsteller Eugen Ruge.

Ich selbst bin ein absoluter Verfechter der Gleichberechtigung der Frau in allen Lebens-bereichen. Dennoch halte ich den immer mehr um sich greifenden Versuch, die „Sichtbarmachung der Frau“ in der Sprache umzusetzen, für hinterfragenswert.“

Ein Großteil der Bevölkerung (und nicht nur die „Männerwelt“) halten diesen Trend für eine Verunstaltung unserer Sprache.

Dazu hat sich nun der Rat für deutsche Rechtschreibung (am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim) dahingehend geäußert, dass allen Menschen mit geschlechtergerechter Sprache begegnet werden soll und sie sensibel angesprochen werden sollen. Dies sei allerdings eine gesellschaftliche und gesellschaftspolitische Aufgabe, die nicht allein mit orthografischen Regeln und Änderungen der Rechtschreibung gelöst werden könne.

Vor diesem Hintergrund werde die Aufnahme von Asterisk („Gender-Stern“), Unterstrich („Gender-Gap“), Doppelpunkt oder anderen verkürzten Formen zur Kennzeichnung mehrgeschlechtlicher Bezeichnungen im Wortinnern in das Amtliche Regelwerk der deutschen Rechtschreibung (Duden) nicht empfohlen.

Geschlechtergerechte Texte sollten sachlich korrekt, verständlich und lesbar (auch vorlesbar) sein. Außerdem betonte der Rat, dass geschlechtergerechte Schreibung nicht das Erlernen der geschriebenen deutschen Sprache (Lernbarkeit) erschweren dürfe.

Diese Kriterien geschlechtersensibler Schreibung würden von den in den letzten Jahren in manchen Bereichen, vor allem Kommunen und Hochschulen, verfügten Vorgaben zur geschlechtergerechten Schreibung nicht erfüllt. Das gelte vor allem für die Nutzung von Asterisk, Unterstrich, Doppelpunkt und anderen verkürzten Zeichen, die innerhalb von Wörtern eine „geschlechtergerechte Bedeutung“ zur Kennzeichnung verschiedener Geschlechtsidentitäten signalisieren sollen. Diese Zeichen haben zudem in der geschriebenen Sprache auch andere Bedeutungen, z. B. als Satzzeichen oder typografische Zeichen oder informatik- und kommunikationstechnische Zeichen.

Ihre Nutzung innerhalb von Wörtern beeinträchtigt daher die Verständlichkeit, Vorlesbarkeit und automatische Übersetzbarkeit sowie vielfach auch die Eindeutigkeit und Rechtssicherheit von Begriffen und Texten. Deshalb könnten diese Zeichen zum jetzigen Zeitpunkt nicht in das Amtliche Regelwerk aufgenommen werden.

Für den Hochschulbereich erscheine fraglich, ob die Forderung einer „gegenderten Schreibung“ in systematischer Abweichung vom Amtlichen Regelwerk der deutschen Rechtschreibung für schriftliche Leistungen der Studierenden und die Berücksichtigung „gegenderter Schreibung“ bei deren Bewertung durch Lehrende von der Wissenschaftsfreiheit der Lehrenden und der Hochschulen gedeckt sei.

Schwer lesbare „genderneutrale“ Schreibweisen von Wörtern gibt es auch in Frankreich. Jetzt hat aber der Pariser Regierungschef es seinen Beamten untersagt, diese Schreibungen zu benutzen.

„Die Franzosen haben offenbar ein besseres Feingefühl für den kulturellen Wert ihrer sehr schönen Sprache“, sagte der bekannte CDU-Politiker Friedrich Merz.

Sollte dies für unsere „deutsche Sprache der Dichter und Denker“ nicht auch gelten?

Kunst oder Kitsch ?

Wir bezeichnen uns gerne als Kulturverein, dem Kunst besonders am Herzen liegt.

§ 1 des Schlaraffen-Spiegels beschreibt daher auch die Pflege der Kunst ausdrücklich als eine Säule unseres Bundes.

Es gibt aber nur wenige Begriffe, die schwieriger zu fassen sind als das Phänomen „Kunst“.

So ist es nicht verwunderlich, dass eine Abgrenzung von Kunst und trivialem Kitsch einer näheren Betrachtung bedarf.

Was unterscheidet Kunst von Kitsch?

Der Begriff Kitsch, oft auch als Schund oder sentimentale Scheinkunst definiert, stammt aus dem Ende des 19. Jahrhunderts und wurde zunächst als Bezeichnung für eine süßliche unrealistische Malerei verwendet. Manche leiten diesen Begriff etymologisch aus dem englischen „sketch“ als „Skizze“ und damit aus flüchtiger Malerei her.

Andere sehen im Wort Kitsch eher eine lautnachahmende Rückbildung zum mundartlichen „kitschen“ (auch mundartlich ketsch – morastig), also Straßenschlamm.

Kitsch bezeichnet im Wesentlichen einen Gegenstand sentimental-geschmackloser Art von pseudokünstlerischem Wert.



Der Übergang von Kunst zum Kitsch ist aber fließend und nicht auf den ersten Blick erkennbar.

Dass es sich zum Beispiel bei Albrecht Dürers berühmter Naturstudie eines jungen Feldhasen aus dem Jahr 1502 um Kunst handelt, wird niemand ernsthaft bestreiten. Aber gilt das auch für industriell gefertigte Dürer-Hasen aus Plastik oder gar aus Schokolade?

Und beginnt Kitsch nicht schon viel früher als beim Plastik- oder Schokolade-Derivat, nämlich bei Dürer selbst sowie der massenhaften Verbreitung seiner Grafiken

auf Postkarten, Abreißkalendern und sogar T-Shirts?



Wenn wir im gestalterischen Bereich von Kitsch sprechen, meinen wir damit vor allem weit verbreitete und daher leicht identifizierbare Bildmotive, die spontan positive Gefühle wecken sollen, weil sie eng mit der angenehmen oder tröstlichen Vorstellung einer heilen Welt verbunden sind.

Kitsch schöpft aus dem Fundus althergebrachter Themen und Vorbilder mit besonders hohem Wiedererkennungswert.



So etwa die millionenfachen Reproduktionen von Raffaels Engeln.

Im Gegensatz zu Kitsch hat Kunst den Anspruch, originell und neuartig, bisweilen sogar unzugänglich oder unbequem zu sein.

Für Dürers Zeitgenossen war ein Feldhase oder eine Ansammlung von Grashalmen wie in seinem Aquarell „Das große Rasenstück“ an sich kein darstellungswürdiges Motiv. Allein durch die Wahl des Bildgegenstands veränderte der Künstler den Blick auf die Welt.

Der Dürer-Hase zeigt zudem eindrucksvoll, wie selbst revolutionäre Kunst nach und nach zum Allgemeingut werden kann.

Als allgemein anerkanntes Kunstklischee wird es schließlich wieder als Kitschobjekt interessant, zumal wenn es sich um einen possierlichen Hasen handelt. Und um sicherzugehen, dass man wirklich

etwas Gefälliges schafft, das eindeutig zuordenbar ist, bringt man den Hasen am besten noch mit Ostern in Verbindung.

Hinter der Frage „Kitsch oder Kunst?“ verbergen sich also verschiedene Spielarten des ästhetischen Erlebens: Kitsch – meist gefühlsbetont und leicht zugänglich – trägt einer Sehnsucht nach Vertrautheit und Zugehörigkeit Rechnung. Kunst dagegen appelliert eher an unsere Neugier sowie an das Bedürfnis nach Autonomie und Abenteuerlust. Kunst will den Horizont erweitern und uns dabei helfen, anders zu denken, während Kitsch eine Art Rückversicherung und Geborgenheit spendet.

Will man eine Abgrenzung von Kunst und Kitsch versuchen, bieten sich einige Kriterien an:

Im Gegensatz zum Kunstwerk, das Spielraum für Interpretation zulässt (und Interpretation sogar fordert), ist Kitsch nicht auslegbar. Es ist, was es ist.

Stereotype und Klischees: Kitsch wiederholt, was dem Betrachter bereits geläufig ist. Vom Kunstwerk wird Originalität erwartet. Der Gartenzwerg ist ein Beispiel für eine derartige stereotype Gartenidylle.



Leichte Reproduzierbarkeit (Massenware).



Der Kunstkritiker Gillo Dorfles definierte Kitsch unter anderem als allzu häufige Reproduktion von Kunstwerken der Vergangenheit (z. B. Mona Lisa oder van Goghs Sonnenblumen) als Kitsch.

Aber auch die Übertragung von einem Medium ins andere (z. B. Roman zu Film, Themen der klassischen Musik in die Popmusik, Gemälde zu Glasfenstern, Nachbildung von Statuen in anderem Material) sind für ihn von trivialer Abwertung.

Kitsch steht - zumeist abwertend - gemeinsprachlich für einen aus Sicht des Betrachters minderwertigen Gefühlsausdruck.

Im Gegensatz zu einer künstlerischen Bemühung um das Wahre oder das Schöne, werten Kritiker einen zu einfachen Weg, Gefühle auszudrücken, als sentimental, trivial oder kitschig.

Beispiele für Kitsch gibt es in allen Bereichen kreativer Gestaltung

So etwa in der Werbung:



Denn Werbung will Kaufanreize schaffen, womit ihr manipulative Vereinfachung und triviale Erfüllungsverheißungen geradezu immanent sind, ein weites Feld für die gezielt kalkulierte Anwendung von Kitsch.

Werbefotos, beispielsweise für Parfüms, nutzen häufig eine Ästhetisierung des Körpers.

Auch die in sich widersprüchlichen Begriffe wie „Echtholzimitat“, „Marmordekor“ oder „Fliesenoptik“ sollen eine Nähe zu authentischen Werten wie z. B. einem edlen

Material vorgaukeln.

Oder in der Architektur:

Als architektonische Beispiele von Kitsch werden Werke in der US-amerikanischen Spielerstadt Las Vegas bezeichnet. Dort befinden sich Nachbauten des Eiffelturms, der Pyramiden, oft in anderen Materialien als das Original und sogar in gänzlich anderen Farben.

Häufig als „architektonischer Kitsch“ wird auch der sogenannte „Landhausstil“ bezeichnet. Dabei handelt es sich um Einfamilienhäuser, die mit Sprossenfenster-Imitationen, Sprossenfenster-Imitationen, halbrunden Erkern, verwinkelten



Außenwänden, Rundbogenfenstern, Krüppelwalmdächern und manchmal sogar Türmchen ausgestattet werden.

Es handelt sich um Stilelemente, welche viele Menschen mit traditioneller Architektur assoziieren, die jedoch mit der lokalen und regionalen Bautradition meist rein gar nichts zu tun haben und daher in einem historisch gewachsenen Dorf- oder Altstadt-Ensemble eher als störender Fremdkörper wirken. Zweck dieser Bauweise ist es, eine Art Heimeligkeit und „heile Welt“ zu suggerieren.

In der bildenden Kunst



In der bildenden Kunst entstand der Kitsch Mitte des 19. Jahrhunderts auf der Grundlage von Romantik, Biedermeier und Realismus, wobei die Grenzen zwischen Kunst und Kitsch nicht immer leicht zu definieren sind. Beispiele für die Gratwanderung zwischen Kunst und Kitsch bieten die Werke von Ludwig Richter und Carl Spitzweg.

Eindeutiger dem Kitsch zugeordnet werden können Eduard von Grützner mit seinen Zechenden Mönchen, Julius Adam mit seinen Kätzchen und Carl Jutz mit seinen Hühnerhöfen, die sie in immer gleicher Weise wiederholten.

In der Musik:

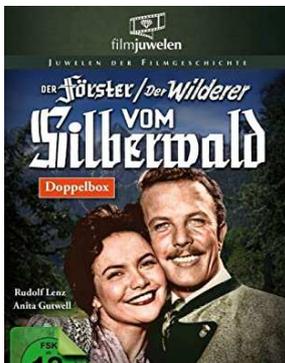
Die volkstümliche Musik ist die Kombination von Popmusik und Schlager mit Elementen traditioneller Volksmusik. Schon in der leichten Musik des 19. Jahrhunderts finden sich viele Werke, die als kitschig eingeordnet werden können.

Im Theater:

Volkstümliche Theaterstücke, die oft in einem bäuerlichen Milieu spielen, das es so nie gegeben hat, werden für das Fernsehen bearbeitet und dann vor Publikum in einem Theatersaal aufgezeichnet.

Im Kino:

Mit dem Begriff Schnulze, gleich welcher Kategorie, werden immer Sentimentalität und Rührseligkeit verbunden. Das Genre Heimatfilm zeigt oft Landschaften, die sich durch ihre Unberührtheit auszeichnen. Dazu gehören meistens Almweiden, Täler und Berghänge. Im Vordergrund stehen zudem meistens Traditionen, Trachten und volkstümliche Musik.



Im Mittelpunkt der Heimatfilme stehen meistens Autoritäten wie Ärzte, Förster oder Pfarrer. Den Filmen wird vorgeworfen, Gut und Böse seien sauber getrennt und die Handlung meistens vorhersehbar.

In der Literatur:

Der sogenannten Trivilliteratur wird vorgeworfen, sich in realitätsfremder klischeehafter Weise Themen wie Liebe, Tod, Abenteuer, Verbrechen, Krieg und so weiter zu widmen. In Sprache, Verständlichkeit, Emotionalität sei sie so strukturiert, dass sie den Erwartungen eines großen Massenpublikums gerecht werde, indem sie diesem eine schöne Welt mit einer klaren Unterscheidung zwischen Gut und Böse vorgaukle.

Theodor Adorno, der deutsche Philosoph und Soziologe spricht von „dämmlich Tröstender“ Konfliktlosigkeit, Kleinbürgerlichkeit, Massenkultur, Verlogenheit, Stereotypisierung und Wirklichkeitsflucht.

Umgekehrt konzentriert die Verteidigung von Kitsch oder Trivialität sich zumeist auf die Qualität des Zugebens einfacher Gefühle, beispielsweise des Patriotismus, aber auch auf den Erfolg von Trivilliteratur.

Die Volkskunst, wie etwa Trachten und Trachtenschmuck, geschnitztes Holzgeschirr usw. mit ihrer europäischen Blütezeit im 18. Jahrhundert, wird dem Kitsch oft wie ein Echtes einem Falschen



gegenüber dargestellt.

Aus dieser Sicht drückt der Kitsch weitgehend den Niedergang des Brauchtums in der Moderne aus. Es ist aber eine prinzipiell unbefriedigende Vereinfachung zu sagen: Volkskunst sei Handarbeit, Kitsch maschinell imitierte Volkskunst.

Das Publikum von Volkskunst, Volksmusik oder Trivialliteratur wird oft mit dem für den Kitsch Empfänglichen in Zusammenhang gebracht. Die Gegenüberstellung eines solchen Publikums gegen ein Publikum mit „gehobenen Ansprüchen“ hat die Kritik immer herausgefordert und aus ihr überhaupt eine Kritik des „gesunden Volksempfindens“ gemacht.

Ich lasse noch einen der größten Künstler der Kunstgeschichte, nämlich Michelangelo, zu Wort kommen, der zur Unterscheidung von Kunst und Trivialem in den „*Römischen Gesprächen*“ auf die Frage, ob nicht die niederländische Malerei frommer als die italienische sei, folgendes antwortete:

„Die niederländische Malerei wird im allgemeinen jedem Frommen mehr gefallen als ein italienisches Werk, das ihm keine Träne entlocken wird, wie ein niederländisches es tut, jedoch nicht wegen der Trefflichkeit und Güte dieser Malerei, sondern wegen der Milde jenes frommen Beschauers.

Den Frauen wird sie gut gefallen, insbesondere den sehr alten oder den ganz jungen, und ebenso auch den Mönchen und Nonnen und einigen amüsischen Edelleuten, denen die Empfindung für wahre Harmonie fehlt.

Die Niederländer malen recht eigentlich, um das äußere Auge zu bestechen, etwa durch Dinge, die gefallen, oder durch solche, über die man nichts Schlechtes sagen kann, wie Heilige und Propheten ... und wiewohl dies alles gewissen Augen wohlgefällt, so fehlt darin in Wahrheit doch die echte Kunst, das rechte Maß und das rechte Verhältnis, die Auswahl und die klare Verteilung im Raum und schließlich sogar Inhalt und Kraft.“

Man kann diese Aussage auch auf die Unterscheidung von Kunst und Kitsch anwenden. Es liegt eben alles im Auge des Beschauers !

Reim

Das Lied der Rose

In schlimmen Zeiten, so wie diesen, da mag es manchen bald verdrießen.
Doch besser ist's an Schönes denken, den Blick auf die Natur zu lenken.

Das entspricht wohl auch dem Blick unseres Freundes Rt See-Wolf dhR
Wilhaim, der seine Rose besingt:



Die Einen singen ihr Lied der Rose
der einzigen Rose, wie es Borges einst tat,
unvergleichlicher Hymnus an die Rose
die Goethe beschrieb.

Ich aber singe mein Lied der Hundsrose
der gemeinen, dornigen Schönheit
verstreuter Hecken am Strand
am windzerzausten Meer.

Mit einem Grün, das so tief und leicht ist
über dem Sand und den wechselnden Himmeln
mit dem einzigen Rot das dafür geschaffen wurde
für offene Blüten, mit Düften, die man nie mehr vergißt

Heckenrose, Hundsrose du einzige Rose aller Rosen.

Die Augsburger Ritter

Betrachtungen eines „Adabei“ (auch dabei)

Zu Augsburg, es ist wirklich wahr,
gibt es noch eine Ritterschar
obwohl, vielleicht hat man es noch nicht gerafft,
das Rittertum ist abgeschafft.

Sie nennen sich Schlaraffen,
was aber nichts zu tun hat mit Matratzen.
Die Pflege von Kunst, Humor und Freundschaft
ist ihr Ziel, dafür ist ihnen fast keine Mühe zu viel.

Und wenn einer denkt, des is a Sauhaufen,
der hat sich sauber brennt.
Ihr Verhalten ist höflich, freundlich und distinguiert,
wenn ein Prolet dabei wär, der hätt sich verirrt.

Im Spiegel und im Ceremoniale
sind bis ins Kleinste geregelt Zweck, Wesen, Verhalten
und Ideale.
Diese Regelwerke werden streng beachtet,
selbst eine kleine Abweichung wär ein Sakrileg und
mitnichten gestattet.

Ihre Burg ist im Stadtteil Pfersee gelegen,
ist gut getarnt, wohl der imaginären Feinde wegen.
Von außen ein unscheinbares Kellerloch,
drinnen aber oho, da staunt man doch.

Ein schön geschmückter großer Rittersaal,
mit Tafeln und Tischen in großer Zahl.
Eine Tafel speziell für Knappen und Junker,
und an diesem Tisch ist die Stimmung meist recht
munter.

An den Wänden die Wappen der Ritter,
manche ganz schön, bei manchen ging es geschickter.
An der Stirnseite der Thron für die drei
Oberschlaraffen,
von wo aus sie die untertänigen Sassen überwachen.

Sie sitzen nicht nur über den Sassen erhoben,
sie sind auch unfehlbar und jeglicher Kritik enthoben.
Man muss sie verehren und achten
Auch wenn sie gelegentlich Suboptimales verzapfen.

Es gibt eine strenge Hierarchie,
das ist fast wie in einer Monarchie.
Herrscher sind die Oberschlaraffen,
dann kommen streng abgestuft die Ritter, Junker und
Knappen.

Wird ein Junker zum Rittererhoben,
wird das durch einen Ritterschlag vollzogen.
Das ist so feierlich, weihevoll, ernst und ohne
fröhliches Lärmen, von Parodie keine Spur, da könnte
sogar die englische Queen noch was lernen.

Frauen sind nicht zugelassen,
nur Männer können werden Sassen.
Das ist zwar auf den ersten Blick verstörend und antiquiert,
und manch eine Frau ist davon sicher pikiert.
Doch das ist gut so, denn neigt mancher Ritter eh schon zu
eitlen Manieren,
so würd er vor Damen wohl auch noch wie ein Gockel
stolzieren.

Und an einer besonderen Stelle im Rittergemach,
steht ein ausgestopfter Uhu in voller Pracht.
Er symbolisiert Tugend und Weisheit
Und ist der Inbegriff der schlaraffischen Ritterlichkeit.

Dem Uhu gilt der stete Gruß,
das ist ein absolutes Muss,
doch wirkt es wirklich ganz eigen,
wenn sich gestandene Männer vor einem ausgestopften Vogel
verneigen.

Die Gewandung der Ritter ist nicht martialisch,
sie tragen weder eiserne Rüstung noch Harnisch.
Sie haben Mäntel wie Kölner Jecken
Und Kappen wie rheinische Karnevalsgecken.

Auf Titeln, Orden und Ehrenzeichen,
sind sie ganz wild, davon wollen sie möglichst viel erreichen.
Manch Rittermantel und Kapp hat vom den angehängten
Blech und Klimbim so ein Gewicht,
dass die Gefahr besteht, dass der Ritter unter der Last
zusammen bricht.

Die Ritter haben gar seltsame Namen,
manchmal lässt sich aus ihnen die Provenienz erahnen.
Sie heißen zum Beispiel Borfix und Neurofex,
der als Ceremonienmeister das Reich stets beglückt mit einem
geistreichen Einführungstext.
Dann Garnix und Denknix,
wer noch abgeht ist der Teefix und der Obelix.

Oder Canello, Cellissimo und Symphonia-Kuss,
By the way: Ohne diese drei Musici wären die Sippungen nur
ein halber Genuss.
Don Staffeletto, Ei-Jo,
Des is I a no und Fabelino,
der bezirzt die Frauen wie der Cyrano de Bergerac im Kino.

Andinus, Implantus und Pill Artus
Philophilus und Tacitus.

Olalax und Olalori,
der letztere hat, s faustdick hinterm Ohrl.
Lakalles, Soling, Sir Elecot und Lumilux
Und Hol Dicht der Steuerfuchs.

Sagradie, Des is doch mir wurscht, Er scho wieder,
auf den tät sich reimen: Da legst die nieder.
Dann Einer der Schönsten,
als Junkermeister ist er einer der am meisten Gepönten.
Dann wär noch der U-Bunt U,
der provoziert am öftesten den Fehdehandschuh.

Es gibt noch viele andere Ritternamen,
sie alle aufzuzählen sprengte hier den Rahmen.

Die Junker werden mit ihrem Vornamen gerufen bloß,
Die Knappen dagegen sind nur Nummern und
namenlos.

Beim Uhu, liebe Rittersleit,
des passt gar nimmer in die heutige Zeit.
Heut hat jeder Hund und sogar jede Kuh einen Namen,
habt also mit den nummerierten Knappen Erbarmen.

Die Sprache der Schlaraffen könnt antiquierter nicht
sein, sie nennen es Schlaraffenlatein.
Bis man die oft seltsamen Ausdrücke kann verstehen,
dürfte einige Zeit vergehen.

Dem dient die Zeit als Prüfling, Pilger, Knappe und
Junker, diese Zeit ist meist recht lustig und munter,
frei von der Ritter Stolz und Würde,
die bei der Übernahme von Ämtern kann sich
entwickeln zur Bürde.

Zurück zur schlaraffischen Sprache,
das ist wirklich eine seltsame Sache.
Das Bier ist der Quell, der Wein ist die Lethe.
Das Trinkgefäß ist der Humpen,
denn nach Ritterart lässt man sich beim Trinken nicht
lumpen.

Man nennt das Trinken aber vornehm die Labung,
das Essen aber wenig verheißend die Atzung.
Bei diesem Wort dreht sich aber einem der Magen um.
Das mag für das Füttern von Greifvögeln passen,
beim Speisen der Menschen sollte man den Ausdruck
wohl lassen.

Die Liegestatt nennt man Lotterbett,
wie es wohl so mancher Macho gerne hätt.
Der Schöpfer dieses Wortes hatte wohl erotische
Träume,
die sich in der Realität vermutlich erwiesen als
Schäume.

Und wenn sich Schlaraffen treffen zum Sippen
Haben sie ein lautes und fröhliches Lulu auf den Lippen,
Nicht um zu bekunden, dass sie auf die Toilette müssen,
nein, sie rufen es, um Beifall zu zollen und einander zu
grüßen.

Die Wirtin heißt Styxin und der Wirt ist der Styx
An diesen Begriffen stimmt aber so gut wie nix.
Denn geht man zu unserer Styxin, so kommt man nicht ins
Totenreich,
nein, die ist quicklebendig und besonders ihre Kuchen
sind göttergleich.

Das Sterben ist profan ein schmerzlich Geschehen,
verbunden mit Leid, Trauer und Wehen.
Bei Schlaraffia dagegen man reitet nach Ahalla,
das vermittelt das Gefühl als wär es die Walhalla.

Die Gattin des Schlaraffen, auch der Knappen und Junker,
wird Burgfrau genannt,

dies verwundert, denn es ist doch allgemein bekannt,
dass nur Ritter Burgen besitzen,
nicht dagegen Knappen und Junker, die besitzlos im
Dienst für ihre Ritter nur schwitzen.

Das Cello nennt man Kniewinsel,
das trifft es aber nur, wenn es malträtiert wird von einem
ungeschickten Pinsel.
Wird es dagegen von Cellissimo und Canello gespielt,
dann ist es kein Gewinsel, sondern klingt rein, sauber und
voller Gefühl.

Da wären noch einige kuriose schlaraffische Begriffe,
doch mag es jetzt gut sein, sonst ernte ich noch Pfiffe.

Wenn aus anderen schlaraffischen Reichen Ritter, Junker
und Knappen kommen,
so heißt man sie aufs Allerherzlichste willkommen.
Die Ritter werden begrüßt unter Fanfarenklang und
Schwertergeklapper,
bei Knappen und Junker dagegen ist die Begrüßung
durchaus etwas knapper.

Was jetzt folgt ist immer das Gleiche
und wird genauso vollzogen in jedem schlaraffischen
Reiche.
Und sind endlich alle Ritterzeremonien glücklich
vollbracht,
und hat sich auch der verbale Weihrauch auf das
Ritterspiel wieder davon gemacht,
geht's in die Schmusepause,
auch wenn es so klingt, das ist keine Sause.

Nein, nein, mangels Damen wird nicht geschmüst im
herkömmlichen Sinne,
es geht nun um ganz profane Dinge.
Lüften, biseln, Kuchen essen, Kaffee trinken,
an Gesprächen seine Freude finden.

Nach der Pause ist weitgehend zu Ende
das immer gleiche Rittergedöns.
Der Fechtungsteil nun beginnt,
jetzt kommt in die Burg meist ein humorvoll und geistig
frischer Wind.

Fechtungen sind Erzeugnisse der Sassen in Poesie, Prosa
und Musik,
und sind bezogen auf die für die Sippung vorgegebene
Thematik.

Es ist ganz erstaunlich, mit welchem Einfallsreichtum und
welch Brillanz,
so mancher Sasse verleiht seinen Worten poetischen Glanz.
Nur allzu lang dürfen die Beiträge nicht sein,
sonst schläft der eine oder andere Ritter wohl ein.

Das Musizieren steht ganz hoch im Rang,
sei es mit Instrumenten oder Gesang.
Egal ob von Profis oder Laien vorgetragen,
die Darbietungen können Geist und Gefühl durchaus laben.

Und sind die Fechtungen dann zu Ende,
dann reichen die Schlaraffen sich innig die Hände.
Sie singen: „zum Abschied ihr Brüder labt jetzt
diesen Schluck.

Verbindet die Hände in kräftigem Druck.
Zwar scheiden ihr Brüder, bringt Sorgen und Leid
Doch winkt uns des Wiedersehens herrliche Freud“.

Diese Verschen erzählen keine Märchen liebe Leute,
und wenn diese Ritter nicht gestorben sind, dann
leben sie noch heute.

Selbst wenn jetzt manch stolzer Rittersmann
über den einen oder anderen Vers sich nicht
amüsieren kann:
Mein Rat ist: nimm es mit Humor
und sag Dir entweder: der Verseschmied ist ein
Knappe und damit ein tumber Tor;
oder nimm Dir die Zeit, ohne Dein schlaraffisches
Selbstverständnis allzu sehr zu verrenken,
den einen oder anderen Punkt zu überdenken.

Jk Hans (Augusta Vindelicorum)

Der Garten am Nachmittag

Die Sommerung naht und damit wieder das „süße Nichtstun“, das Leben ohne terminliche
Verpflichtungen, die Möglichkeit, die Natur zu genießen, vor sich hin zu träumen.
Unser Freund Rt See-Wolf dhR Wilhaim hat diese Stimmung sehr treffend in seiner Fechtung
„eingefangen“:



Die feierliche Ruhe des Sonntagmorgen
die Lust der spätberufenen Aufsteher
das Gefühl heiterer Langsamkeit
von Zeitentrückung, dem Luxus eines
gedehnten Frühstücks. Im Ohr verweht
das ferne Läuten der Kirchturmglöcken

Die Sonne verkürzt zu Mittag die Schatten
den Blumen und Tieren zur Freude
die Vögel verkünden eine Pause
der wir gerne folgen, betäubt von
den Genüssen des zu üppigen Mahls

Die Katze tut es ihnen gleich, Nichts-tun
ist keine Schande, wenn man weiß, warum
es ist das Wechselgeld dieser
verträumten Stunden, aus denen ich
unter der großen Esche langsam erwache
neben mir das Buch, das der Müdigkeit
nicht zu trotzen vermochte

Nun folgt ungerufen, aber willkommen
der Spaziergang in der Natur, es ist die Zeit
mit Käfern, Blumen und Faltern zu reden
verwundert wie immer über deren pure
Schönheit, die sie verschwenden, um uns zu
gefallen. Glück, in sich ruhend wie reines
Gold

Die Rabenkrähen sehen es ähnlich, rufen
kra-kra-kra von der Tanne, die Spatzen
überlegen, ob eine dritte Brut zu schaffen sei
unter dem Himmelsdach jagen sirr-sirr-sirr
die Segler akrobatisch dahin.

Sippungsfolge 163/164

- a.U.163**
- 3756 03.10. ***Eröffnungsschlaraffiade**
Eintritt dhR Wilhaim (329)
 - 3757 10.10. Mutter-Töchter-Sippung
 - 3758 17.10. Sippung
 - 3759 24.10. Junkertafeltourney Tiroler Reyche
 - 3760 31.10. Sippung
 - 3761 07.11. ****@ Schlaraffiade Ahallafeyer**
 - 3762 14.11. ****@Urs Jazz-Mo, Pagat**
 - 3763 21.11. ****Kasermannsippung**
 - 3764 28.11. Unsere deutsche Sprache
 - 3765 05.12. **Schlaraffiade**
 - 3766 12.12. Unsere Ehrenscharaffen
 - 3767 17.12. **** (Sa) Uhubaumfest m. Bgfr.**
mit dhR Am Werdenfels
 - 19.12. entfällt
 - 26.12. entfällt (Weihnachten)

- a.U.164**
- 3768 02.01. ****@Schlaraffiade Neujahrsempfang ER & CD**
 - 3769 09.01. Ju-Kna-Sippung
 - 11.01. (Mi) **Weiskunig-Sippung ihR Neostadia (77)**
 - 3770 16.01. Sippung
 - 3771 23.01. Sippung
 - 3772 30.01. Prahlhansl-Sippung
 - 3773 06.02. **Schlaraffiade**
 - 3774 13.02. Sippung
 - 20.02. Sippung Montagreyche ihR Wilhaim (329)
 - 3775 27.02. ****@GU Rt Dentofex Sippung**
 - 3776 06.03. ****@ Schlaraffiade**
 - 3777 13.03. **Mundart- und Saitenzupfersippung m.Bgfr**
Eintritt dhR Ferrostadia (231)
 - 3778 20.03. Sippung Eintritt dhR Dornbirna (168)
 - 3779 27.03. ****@ Ordensfest**
 - 29.03. (Mi) Traditionssippung 15,30,216 ihR Monachia
 - 31.03. (Fr) Familiensippung der Tiroler Reyche
ihR Castrum Majense (139)
 - 3780 03.04. **Schlaraffiade**
 - 10.04. entfällt (Ostermontag)
 - 11.04. (Di) Austritt idhR Dornbirna
 - 3781 17.04. Sippung
 - 3782 24.04. * Wahlschlaraffiade und Schluss-sippung

**Ein großes Fest kündigt sich noch am Ende dieser Winterung an !
Am Samstag, 21. im Wonnemond findet in der Artusburg die Großursippen-
feyer für die Recken Rt Brokatl, Rt Reim, Rt Ziwui und Rt Volt sowie die
Ursippenfeyer für unseren SRA Rt Arbeo statt.**



Rt Brokatl

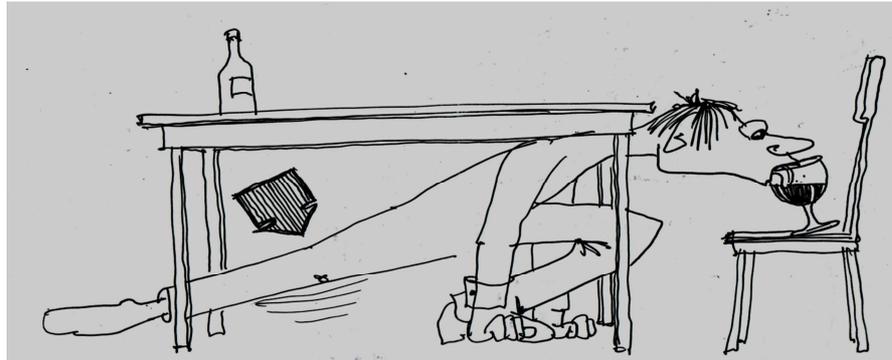
Rt Reim

Rt Volt

Rt Ziwui

SRA Rt Arbeo

**Sattelt Eure Rösslein und strömet herbei zu einer formidablen Feyer.
Beginn der Festsippung ist um Glock 6.d.A, in unserer Artusburg.
Bereits ab Glock 5.d.A. wird ein Liebesmahl gereicht !
Reyttet fleißig ein, Euch und den zu Ehrenden zur Freud' und werdet Teil eines
wundervollen Abends.**

(C)artoon

Auch in der Sommerung, Schlaraffen,
vergesst nicht auf's Bewegen und auf's Laffn,
weil gesund, wollen wir uns wiedersehen,
wenn wir wieder sippen gehen.

Besonders wichtig ist das Dehnen,
das will ich dazu erwähnen,
wie weiland Rt Cellino karikiert
und zur Zeichnung inspiriert.

Das soll nicht schmälern den Genuss,
weil man auch nicht verzichten muss
auf das Gemäß voll Rebensaft,
wenn man mit Kreativität es schafft.

**Die Sommerkrystallinen dhR Oenipontana finden ab 19 Uhr alternierend in der Brangeralm in Unterperfuß und im Gasthaus Himmelhof in Schwaz statt.
Die Krystallinentermine sind:**

**Jeder 1. Montag im Monat in der Brangeralm in Unterperfuss
und jeder dritte Montag im Monat im Gasthof Himmelhof in Schwaz**

Impressum

Redaktion: Rt Reim

Oenipontana im UHU-Netz: www.schlaraffia-oenipontana.at

Schriftliche und mündliche Kontaktaufnahme bitte an Rt Reim

Dr.iur.Mag.phil.Hermann Schneider, Burghard-Breitner-Str. 14, 6020 Innsbruck

e-mail: hermann.schneider1@chello.at

Namentlich gezeichnete Beiträge müssen nicht mit der Meinung der Herausgeber übereinstimmen.

Der ARTUS-BOTE Nr.53 erscheint im Herbstmond a.U.163